

Alles, was man nicht bedacht hat, schreit im Text um Hilfe

Über „Klage“ von Rainald Goetz

Als Rainald Goetz 1998 sein Netztagebuch „Abfall für alle“ schrieb, das hernach als „Roman eines Jahres“ erschien, wurden die neunziger Jahre durch die virtuelle Form sozusagen auf ihren Begriff gebracht. Zehn Jahre später hat Goetz sein Projekt der Gegenwartsaufzeichnung unter dem Titel „Klage“ weitergeführt. Vom Februar 2007 bis zum Juni 2008 stellte er täglich einen Text auf eine für ihn eingerichtete Blogseite der Zeitschrift Vanity Fair, aus der nun ebenfalls ein Buch geworden ist. Kritiker sind es als bulimische Leser gewöhnt, Bücher ein-zweimal von A bis Z durchzulesen, bevor sie den Output in Form einer Rezension abliefern und das nächste Buch verschlingen. Die Transkription von Rainald Goetz' Weblog bringt eine ganz andere Leseerfahrung. Automatisch wandert die Lektüre, zerstreut sich und springt hin und her, kurz sie bewegt sich in wechselndem Tempo wie die Maus auf der Scroll-Leiste, um die Oberfläche des Textes abzutasten und immer wieder innezuhalten. Deutlicher als in dieser nervösen, selektiven Aufmerksamkeit könnte sich die Bewegung des Textes kaum erfüllen, die Goetz auf den ersten Seiten so skizziert:

„Es liegt aber auf der Wahrheitswaage des zitternden Aufnehmens aller einem von Weltseite her entgegenkommenden Momente jedes einzelne Wort, jeder Blick, jede Geste, jeder Tonfall und Gedanke.“

Und an anderer Stelle wird die „Uridee“ von „Klage“ so benannt:

„Den Text verlassen, vergessen; das Wort ergreifen und geschehen lassen.“

Rainald Goetz ist der erste nicht, der an der Schnittstelle zwischen Literatur und Leben, Reflexion und Aktualität, Analyse und Gefühl einen Ort in der Sprache sucht, doch er ist einer der wenigen, die dafür eine überzeugende Form finden. Sein wachsendes Textgebilde ist ein konzentriertes Spiel mit Stilebenen, Assoziationen, Aufzählungen, lyrischen Sprachgesten, Kalauern, Kryptogrammen und theoretischem Diskurs, schillernd zwischen mündlicher Spontaneität und wissenschaftlicher Gedankenarbeit. Anders als den Pop-Poeten, die Goetz zu seiner Community zählt und die, mit mal erhellenden, mal läppischen Ergebnissen, an einer paradoxen Durchdringung der gesellschaftlichen Oberflächen arbeiten, geht es ihm dabei auch um eine philosophische Grundierung, die mit Luhmanns Systemtheorie beginnt und endet und Vorläufer in der Tradition von Sprachphilosophie und Phänomenologie findet. Neben funkelnden Pamphleten etwa über die Dumpfheit des Lobes, die Vorzüge des Nettseins oder die Verblödung durch Reichtum beschreibt Goetz mit geradezu Musilscher Präzision die Interaktionen von Prominenten und Publikumsteilnehmern, Künstlern und Partygängern, um immer wieder auf die Steuerungs- und Gleichgewichtsmechanismen zu kommen, die das Soziale bestimmen, und ein Credo der Geschmeidigkeit zu entwickeln:

„Zukunftsoffen, riskant und dennoch unnaiv zu verfahren im Umgang mit Fremden, Freunden, auch Gegnern und Feinden, hämelos, freundlich (...): das Problem ist klar und experimentell orientiert. Es ist die schöne Schule der Künste, die den musischen Menschen, gegen die Lebenserfahrung der dirty old Weltwelt, ermutigt, in genau diesem Sinn experimentell zu leben. LET'S DANCE.“

Unnachahmlich sind etwa die Beobachtungen an Politikern wie etwa dem Minister a.D. Joschka Fischer oder Horst Seehofer – wenn Goetz ersteren bei der Enttäuschung erwischt, nicht mehr beachtet zu werden, und letzteren bei der vergeblichen Kontaktaufnahme mit der Kanzlerin. Die Machtfrage, schließt er, lautet:

„Wer darf wen ansprechen und wie lange vollabern?“

Dergleichen flüchtige, apodiktische Prägungen durchziehen den Goetzchen Blog, nicht als fixe Sentenzen oder Aphorismen, sondern wie die in Licht gehauenen Fließtexte von Jenny Holzer, die mancher gern auf T-Shirts drucken und am Leib tragen würde:

„Kunst soll unverständlich sein, die Welt ist auch so.

Die Regeln des Diskurses fortschrittlicher Kollektive sollten deppenoffener gestaltet sein.

Wieviel Blut klebt an Gedanken, die die Geschichte verstehen?

Kultur entsteht durch Denken und normal unfieses Benehmen.

Der Charismatiker fürchtet die Effektivität seiner körperlichen Wirkung, andernfalls heißt er Adolf Hitler.

Kunst, die den Kunstwärter im Museum akustisch belästigt, ist Mist.

Würde wäre wohnhaft sein im Körper, dessen Geist man ist.

Der Propagandadruck ins Positive ist für die Wahrheitskräfte der Kunst ein Desaster.

Mühelosigkeit ist das gemeinsame Signum derer, die haben, egal was: Geld, Sex, Geist, Kunst.

Wo keine Scham aber, ist ja eh kein Ich.

Alles, was man nicht bedacht hat, schreit im Text um Hilfe“ –

wobei die lockere Rhetorik den mackerhaften Gestus mancher Sprüche verschleiert. „Wer Angst hat, irrt“ ist so ein Satz, der nicht nur autoritär ist, sondern auch dumm.

Zugleich ist die „Klage“ natürlich ein Begleittext ihrer Zeit. Sie kommentiert Filme und Ausstellungen, sie berührt Ereignisse vom Rauswurf des Spiegel-Chefs über das Erscheinen des Naziromanmonsters von Jonathan Littell bis zum Murat-Kurnaz-Untersuchungsausschuß und erkundet, begleitet von herzerwärmenden Haßtiraden gegen prominente Gestalten, die Verhältnisse, die so gerne als „Aktualität“ verherrlicht werden. Dabei erscheint der Goetzsche Kalender darauf ausgerichtet, überall dabeizusein, wo eine Halle voll ist und sich das Interesse der Szene fokussiert, vornehmlich das der Popliteratur-Veteranen und Berliner Journalisten. Dann festigt sich der Eindruck einer provinziellen Enge, einer Atmosphäre von Gerücht, Geraune, Klatsch und Schwatz, in der es darauf ankommt, wer in welchem taz-Artikel nach irgendeinem Verlagsfest was über die RAF gesagt und wie er dabei ihn, den Autor kolportiert hat. Dieser aber verteidigt sein Interesse an den „westlichen Dekadenzge-

genständen“ von Dosenpfand bis Foucault mit Nachdruck – nicht zufällig anlässlich einer Lesereise nach Jerusalem und Ramallah:

„Finsternis und Depression, Religion. Der ganze kriegerische Ethnobullshit, why?, es ist so (...) primitiv und widerwärtig und komplett langweilig in seiner simplen Mechanizität des Agonalen, der überall penetrant ausgelebte Machismo dauernd, go home, Krieg, hört ruhig schon mal auf, Krieger, Trottel, Völker. (...) Wäre jeder allein, müsste er offener auf jeden anderen, auf die Gesellschaft der Verschiedenen und Unterschiedlichen zugehen. (...) Nieder mit der Macht der Familie, weniger Macht sei gegeben der Geschichte, den Stämmen und Nationen, den Ethnien und Glaubensgemeinschaften. Die Trompeten von Jericho verkündeten dem Westen: sei schwach, hör auf zu kämpfen, geh lieber schwimmen, essen, feiern.“

Goetz' Begriff von dem, was langweilig ist und was nicht, und sein Vertrauen in die, wie er sagt, „westlichen Werte der Vernunft“ wirken ziemlich beschränkt. Aber sein Bekenntnis zum Individualismus und Antiautoritarismus der avancierten abendländischen Kultur hat eine faszinierend hohe intellektuelle und sinnliche Auflösung; und wenn es darum geht, den eigenen, hochdifferenzierten Standpunkt im Blick auf andere Gesellschaften zu korrigieren und zu relativieren, liefert ihm wiederum Luhmann das Instrumentarium. Die erste Instanz dieser permanenten Selbstbefragung ortet Goetz im Text selbst, den er als „Spitzel gegen das Ich des Autors“ wirken sieht. Vielleicht hindert ihn eben diese unerbittlich feingetunte Selbstbeobachtung daran, den seit Jahren angestrebten Roman zu schreiben. Wären die Empfindlichkeit und die sprachliche Präzision seiner „Klage“ verbreiteter, so müssten wir die grassierende Banalität in der heutigen Literatur nicht beklagen – und sei es, weil weniger Leute schreiben würden.

Rainald Goetz: Klage. Vanityfair 2007/2008, Suhrkamp 2008

Deutschlandfunk